

Der vierte Tag

Heute ist der vierte Tag in der Klinik, den ich wach und bewusst erlebe. Von meiner freundlich energischen Pflegerin werde ich immer unabhängiger, konnte mein Frühstück bereits ohne ihre Hilfe einnehmen. Auf meine Fragen antwortet sie nur einsilbig, das nährt den Verdacht, sie darf und will sich nicht in ein Gespräch mit mir einlassen. Ich werde sie nicht vermissen. Dafür entwickelt sich Vera zu einer liebenswürdigen und kompetenten Gesprächspartnerin, sichtet mit mir das Kunstprogramm und gibt mir Ratschläge, welches Musikstück meiner augenblicklichen Verfassung am besten entspricht. Kein Wunder, meine vitalen Funktionen werden ihr mit jeder Nanosekunde übermittelt.

Dr. Servant kommt für einige Minuten persönlich vorbei, prüft das Display am Fußende meines Bettes, für mich leider nicht einsehbar – sie lassen sich ihr Herrschaftswissen nicht so leicht entreißen – und nickt mir wohlwollend zu: „Blendende Werte. In einem Monat werden Sie mich beim Wetschwimmen schlagen. Weiter so!“, klopft jovial auf mein Bett und meint meine Schulter. Er weiß, dass ich kumpelhaft vertrauliche Berührungen nicht schätze.

Der Blick aus dem Fenster bringt kaum Überraschungen: über der grüungezackten Küstenlinie der Himmel mit Vogelschwärmen, Wolken, Sonne und Nebel. Bei Gelegenheit werde ich mir ein ornithologisches Programm ausdrucken lassen und es mit den vorbeifliegenden Exemplaren vergleichen. Wie Vera mir erklärte, lassen sich Teile der Fensterverglasung fokussieren und in eine Art Fernglas verwandeln, eine interessante Neuerung, die ich sicher aus-

giebig erproben werde. Eben zeigte mir Vera, wie ich das Lesegerät auf der Ablage bediene, den Datenträger einlege und die Texte in gewünschter Größe auf der Projektionswand abbilde. Falls ich es vorziehe, wird sie diese in gepflegtem Bostonstil vortragen, wenigstens für die erste Zeit ein attraktives Angebot. In der Klinikbibliothek lagern die wichtigsten Werke der Weltliteratur, dazu die jährlichen Neuerscheinungen aus den Bestsellerlisten, neben Fachliteratur der unterschiedlichsten Bereiche. Sogar eine Reihe traditionell gebundener Bücher ist verfügbar, wenn auch nicht in den Räumen der bettlägerigen Patienten. Bedauerlich, dass der Sportplatz auf der anderen Seite liegt. Mitarbeiter und Klienten spielen hier fast täglich. Ich weiß es. Und mehr: Sportliche Betätigung stärkt Reaktionsvermögen, Muskeln und Kreislauf, sie offenbart aber auch erste organische Fehler, eine nachlassende Leistungskraft, meine Herzschwäche...

*

„Nach einundsechzig Jahren zu spät für eine pränatale Behandlung.“

Der Arzt in meinem Urlaubsort, wo ich zwei ungestörte Wochen mit Glenn verbrachte, scherzt, lacht heppernd über den vermeintlich gelungenen Witz.

„Sie sollten daheim etwas unternehmen, vielleicht eine Erneuerung. Sonst besteht Gefahr für einen plötzlichen Herztod. Vorerst begnügen Sie sich besser mit virtuellen Sportarten.“

Mir war nicht zum Scherzen zumute. Nach meiner Rückkehr meldete ich mich sofort bei Dr. Servant. Er hat Büro und Praxis in der Innenstadt, ist aber häufig unterwegs, und so traf ich nur auf seine Vertretung, tüchtig und kundig auch sie. Indes spreche ich lieber mit dem Chef persönlich und erhielt einen Termin in seiner Tagesklinik: in Rancho Palos Verdes,

wo auch ich seit fast zwanzig Jahren wohne. Ein exklusives Wohngebiet. Mein Besitz dort eine der großzügig begrünten Villenanlagen, ihr Grün schon längst nicht mehr wilde Vegetation eines unbebauten, frei zugänglichen Küstenstrichs. Dass es so kam, ist nicht zuletzt mein Verdienst. Im Kampf mit den widerstreitenden Interessen von Landschaftschützern und Bürgerrechtlern mussten beide schließlich aufgeben. Alles eine Frage des Geldes.

„Außerdem“, pflege ich gerne zu argumentieren, „bewahrt unsere kleine, ausgesuchte Zahl von Anwohnern die Natur nicht weit besser, als undisziplinierte, lärmende Tagesgäste und Ausflügler es je vermöchten?“

Der Gedanke an jene alte, siegreich bestandene Auseinandersetzung erfüllte mich mit Genugtuung, während ich meinen Wagen vor der Natursteinmauer parkte, die Identitätskontrolle am Eingang passierte und zwischen gepflegten Rasenflächen und Blumenbeeten zum Haupthaus schritt. Bis auf den üppiger erscheinenden Pflanzenwuchs hatte sich seit meinem letzten Besuch wenig geändert.

Den zweistöckigen, ockergelben Bau mit seinen gleichmäßig geordneten, hellen Fensterfriesen und dem säulengeschmückten Portal fand ich zwischen Bäumen und Büschen eines englischen Gartens versteckt. Fast ein Herrenhaus. Eigentümliche Mischung aus prunkendem Hervortun und Verbergen, mehr Sanatorium als Krankenhaus, die Heilung Suchenden eher Gäste als Patienten, freundlich das Personal, die medizinische Technik fast unsichtbar, aber darum nicht weniger effektiv.

Das Modell seiner Klinik auf der Insel, wie mir Dr. Servant einmal erklärte. Der Arzt begrüßte mich aufgeräumt als alten Bekannten; er vertröstete mich nach gründlicher Untersuchung: „Wir sollten den Gedanken an ein neues Herz ins Auge fassen, vielleicht in zwei, drei Jahren. Noch besteht

kein akuter Handlungsbedarf, Sie haben Zeit', verschrieb ein Medikament und verpasste mir ein Dauer-EKG.

„Die Werte werden automatisch übermittelt, so können wir bei Veränderungen sofort reagieren.“

Im Wagen saß ich eine Weile in Gedanken. Wie gut erinnere ich mich noch jetzt daran! Also rückte der Zeitpunkt näher, an dem das Institut seinen Teil des Vertrages erfüllen musste, und obwohl ich immer gewusst hatte, dass dieser Augenblick kommen würde, fühlte ich mich unbehaglich. Ich habe es immer gehasst, von anderen abhängig zu sein, und gibt es eine schlimmere Abhängigkeit als die von der Kunst der Ärzte? Aus meinen eher theoretischen Überlegungen und Gedankenspielen wurde damals im Wagen ein Entschluss – mit weitreichenden Folgen...

Ich sehe mich einige Wochen später wieder ihm gegenüber, diesmal in seiner Stadtpraxis. Die Einrichtung gleicht der im goldfarbenen Herrenhaus. Gleiches Mobiliar, gleiche Anordnung. Zum Verwechseln, wenn nicht der Blick aus dem Fenster wäre.

Dr. Servant prüft gründlich, spricht wenig, bestellt mich zum nächsten body-scan. Sehr bald. Zu bald. Ich werde misstrauisch. Dr. Servant verschweigt mir etwas, und beim nächsten Termin sage ich es ihm auf den Kopf zu.

Wir sitzen uns gegenüber, und er mustert mich nachdenklich durch die ovalen Gläser seiner Sehhilfe. Ich wünsche, er würde sie abnehmen, damit ich erkenne, was er verbirgt.

Endlich gibt er sich einen Ruck.

„Nun gut, spielen wir mit offenen Karten. Sie wären Kandidat für ein neues Herz, nicht sofort, doch in absehbarer Zeit, aber Ihr Spender ist tot.“ Ich verstehe nicht. Der Tod des Spenders ist immer noch die natürliche, die beste Voraussetzung für eine Transplantation, und ein Jahr früher als geplant dürfte keine Rolle spielen. „Warum haben Sie mich nicht verständigt? Ich war die ganze Zeit im Lande, und

wie Sie mir beim letzten Termin versicherten, ist in Ihrer Klinik stets ein Bett für mich reserviert.'

„Die Situation ist nicht so einfach, wie Sie meinen. Er verbrannte, da blieb nichts übrig, um es zu verwerten.'

„War es ein Unfall?'

„Wir gehn davon aus. Einzelheiten müssen Sie nicht interessieren.'

Wieder spüre ich, dass er mir etwas verheimlicht; er ist beunruhigt, aber weniger geübt als ich, seine Regungen zu verbergen.

„Sehn Sie selbst!' Er weist auf den Monitor. Die Photographie eines Mannes erscheint, und ich erblicke mich, so wie ich in jüngeren Jahren ausgesehen haben mag. Dr. Servant wiegt den Kopf. „Ein intelligenter, tatkräftiger Mann wie Sie, aber auch stolz und rücksichtslos gegen sich und andere.'

„War es wirklich ein Unfall?'

„Es spricht nichts,... kaum etwas dagegen. Ein Selbstmord wäre nach unseren Erfahrungen höchst ungewöhnlich, und mit dieser brutalen Konsequenz?' Er schüttelt den Kopf, eine heftige Geste der Verneinung, legt den Zeigefinger auf die Symbolleiste. Das Bild wechselt, und ich sehe ein Paar Schuhe, sonst nichts.

„Das ist von ihm übriggeblieben, alles andere' – er macht eine ausholende Geste – „pulverisiert! Aber wie gesagt, die Einzelheiten müssen Sie nicht interessieren.'

Pulverisiert! Nur Sprengstoff, eine Bombe konnte so vollständig zerstören. Du wusstest das, Henry, und glaubtest an einen Anschlag der Traditionalisten. Du glaubst es immer noch, und ich schwöre, nie wirst du die Wahrheit erfahren; denn wenn du sie erfährst, wirst du mehr von mir wissen, als ich dir je freiwillig gestehn würde, mehr als gut ist für mich, für dich und das Institut.

Natürlich war es Selbstmord! Weil ich mich kenne und damit ihn, kann ich es offen sagen. Und weil nur ich weiß, was

nach jenem ersten Termin geschah, als ich im Wagen saß und einen Entschluss fasste, jenen folgenreichen, verhängnisvollen Entschluss.

Der Gong. Veras perfekte Erscheinung auf der gegenüberliegenden Wand. Ihr gepflegter Bostonstil:

„Dr. Brandt, die Daten des Psychoformers zeigen leichte Irritationen. Darf ich seine Arbeit mit etwas Musik unterstützen?“

„Oh ja.“ Gute, vollkommene Vera, für eine Weile nur will ich meine Gedanken ablenken, vergessen, dass ich mich erinnern muss. Was hat sie gewählt, um meine geistige Gesundheit zu stabilisieren? Streicher, ein Basso continuo, die schlichte Melodie im Kanonsatz, sich von Mal zu Mal steigend. Ich erkenne die strenge Konstruktion des Nürnberger Komponisten und erliege mehr und mehr dem suggestiven, einschläfernden Klang...

...Ist es nicht eine wundervolle Musik? Fast wie im Paradies. Wie schade, dass Männer nicht zugelassen waren. Oh Jason, du musst es dir ansehen.'

Meine Verlobte Beth zeigt auf den riesigen Flachbildschirm, und ich sehe sie: An die Hundert Frauen aller Altersstufen und Hautfarben, auf einer von Kerzen beleuchteten Rasenfläche. Sie halten sich an der Hand, haben einen Kreis gebildet und schreiten zur Musik um die flackernden Lichter. Zwei Schritte vor, einen zurück, wiegend, selbstvergessen. Beth schmiegt sich an mich. Ich frage: ‚Was soll das? Eine Vollmondfeier? Ein Menstruationsritual?‘ Sie rückt von mir ab. Jetzt habe ich sie beleidigt, die sanften Kuhaugen schauen verletzt: ‚Ja, weißt du denn nicht, dass gestern Weltgebetstag der Frauen war?‘ Natürlich wusste ich es nicht. Ich bin Agnostiker, hatte noch nie Sinn für die unterschiedlichen Formen religiöser Infektion...

„Dr. Brandt, ich stelle fest, die Musik hat Sie entspannt und stabilisiert. Hat Ihnen das Stück gefallen, das ich für Sie auswählte?“

„Vera, Vera, ich habe den Verdacht, du bist, wenn auch virtuell, doch nur ein Weib. Sag mir die Wahrheit: Hat dich eine Frau programmiert?“ Während ich mir meiner doppelsinnigen Fragestellung bewusst werde, lächelt mich Vera freundlich an – und schweigt.

„Danke, Vera, ich brauche dich nicht mehr.“

Die nächsten Stücke will ich selbst aussuchen, mir die Partitur abbilden lassen und die Komposition studieren, ohne Einflussnahme eines weiblichen Computers. Ich beginne vor mich hin zu rasonnieren: Nur Mathematiker sollten sich mit Musik beschäftigen dürfen, um ihren suggestiven Einflüsterungen nicht zu erliegen. Manchmal frage ich mich zwar, ob mir das angeblich Innerste der Musik verschlossen bleibt, wenn beim Anhören der analytische Verstand selbsttätig die Regie übernimmt. Mein Gebiet ist die wissenschaftliche, nicht die kreative Seite der Kunst. Als junger Mann erkannte ich rechtzeitig, dass mein Klavierspiel immer mittelmäßig bleiben würde, und gab es schließlich ganz auf, zumal mein Beruf mir wenig Zeit ließ. Eine sachgerechte Entscheidung, die ich bis heute nicht bereue. Wie Recht hatte doch Platon mit seinem Misstrauen gegen die schönen Künste! Eine weitere lange Nacht liegt vor mir. Ich strecke mich, bleibe eine Weile mit geschlossenen Augen und lasse die einfache und doch so suggestive Melodie in mir nachklingen...

Es war leichter als gedacht, meinen Entschluss in die Tat umzusetzen. Der Bund der Naturfreunde hält bei seinen Gruppenreisen stets einige Plätze für spät Entschlossene frei, und so fand ich mich schon zwei Tage nach meinem Termin bei Dr. Servant im Fluggleiter, unterwegs zur Insel. Meine Reisegefährten, Lehrer mit ihren Studenten und

Studentinnen, wollten vor allem Seehunde und vorbei ziehende Wale beobachten und nahmen mich kaum zur Kenntnis. So nutzte ich die erste Gelegenheit nach der Landung, mich abzusetzen, spazierte scheinbar absichtslos zum weithin sichtbaren Klinikkomplex.

Der Sportplatz lag auf der vom Meer abgewandten Seite, verfügte über Einrichtungen für verschiedene Sportarten und ein bei Bedarf automatisch schließendes Dach. Eine Gruppe junger Frauen und Männer in Trainingsanzügen stand diskutierend am Spielfeldrand, und ich wollte mich bereits wieder zurückziehen, als aus dem angrenzenden Gebäude ein Gong ertönte. Die Gruppe löste sich in verschiedene Richtungen auf. Plaudernd, ohne mich zu bemerken, schlenderten einige an mir vorbei, und dann, nachdenklich, den Blick auf den Boden geheftet, kam ich auf mich zu. Ich, wie ich vor dreißig Jahren aussah, oder...?

Noch heute spüre ich einen Nachhall jenes heißen Schreckens, mein Herz, das mir bis zum Hals klopft, die plötzliche Schwäche in den Knien. Nicht ich, Denis ist es, der von den Toten auferstandene Denis! Ich rufe mich mühsam zur Ordnung. Nein, er kann es nicht sein, nicht Denis. Niemand steht von den Toten auf. Ein junger Jason Brandt, um die dreißig, derselbe Wuchs, dieselbe Haarfarbe, das schmale, glatte Gesicht, meine grauen Augen, die sich jetzt prüfend auf mich richten. Er ist nicht überrascht, oder er hat sich vollkommen in der Gewalt, so wie ich mich beherrsche.

„Was suchen Sie hier?“ fragt er kühl.

„Ich wollte Sie kennenlernen, bevor...“

„...bevor wir unters Messer kommen?“ unterbricht er mich.

„Das ist es doch, was Sie sagen wollten. Warum verstoßen Sie gegen die Bestimmungen?“ Ich suche nach Worten: „Wissbegier.“

Er verzieht spöttisch den Mund. „Und noch?“

„Ich lebe schon länger allein und wollte einen Menschen kennenlernen, der mir ähnlich ist. Wohlgerückt, mein Alleinsein ist selbstgewählt. Sie müssten das am besten verstehen.“

„Und darum durchbrechen Sie meine Prägung, die Ruhe, in der ich mich gut eingerichtet hatte? Ohne Sie, wenn auch im Warten auf Sie. Gehen Sie, alter Mann!“

Das Gespräch lief anders als geplant. Ich schätze es nicht, in die Verteidigungsposition zu geraten, und in meiner Verärgerung redete ich mit ihm, wie ich in so einem Fall mit anderen Menschen spreche: arrogant, von oben herab.

Kalt, wie nur ich es vermag, sagte ich ihm, dass er ohne mich und mein Geld nicht existieren würde, weder Fürsorge noch Ausbildung erhalten hätte, und dass ich es sei, der – falls er dazu nicht in der Lage sein sollte – für seinen künftigen Lebensunterhalt aufkommen würde: „Ohne mich sind Sie nichts! Sie gehören dem Institut und mir!“

Sein Gesicht, mein Gesicht, war undurchdringlich geworden, die Augen stumpf und eigentümlich farblos. Ich kannte den Ausdruck: Nur tödlicher Hass bildet bei mir diese Maske aus.

„Wir werden sehn, alter Mann, wer wen dringender braucht. Wir werden sehn.“

Brück, ohne ein weiteres Wort ließ er mich stehn. Das Gespräch hatte nur wenige Minuten gedauert, mein Fernbleiben war nicht aufgefallen; denn als ich zur Gruppe aufschloss, fragte niemand nach.

Oh, Henry Servant, wenn du sein Gesicht, seine Augen gesehn hättest, seine letzten Worte gehört, wenn du von ihm soviel wüsstest, wie ich von mir, dann wüsstest du auch: Es war Selbstmord. Ein perfekter Selbstmord, der kein Organ, kein Blutgefäß unzerstört ließ. Pulverisiert. Vorher meine tiefgefrorenen Stammzellen zerstört, nachdem er sich irgendwie Zugang zu den Laborräumen verschafft hatte. Und ich ohne persönlichen Spender, angewiesen auf die alt-

bekanntem unsicheren Verfahren mit ihren lästigen Nebenwirkungen und der verminderten Lebenserwartung. Doch warum tötete er sich und nicht mich?

Ich denke nach und erinnere mich. Ein Lehrbeispiel aus meiner Ausbildung. Der Fall des jungen Mädchens, das für eine geringe Verfehlung von den Eltern gezwungen wurde, seinen Hund zu erschießen, und die Waffe plötzlich gegen sich kehrte. Das geliebte Tier wollte, die in diesem Moment gehassten Eltern durfte sie nicht töten, so erschoss sie sich. Es bleiben mehrere ungeklärte Fragen: Welche moralische Hemmung hat mein alter ego daran gehindert, mich in die Luft zu sprengen? Über welchen Selbsterhaltungstrieb, welche ethischen Skrupel verfügen Klone? Ich muss es wissen, muss Dr. Servant fragen, wie er dies Problem gelöst hat...

Noch bevor ich die Augen öffne, spüre ich die fremde Gegenwart: Vor meinem Bett steht ein schnurrbärtiger junger Mann im Trainingsanzug, schaut auf mich hinab. „Dave, bist du es?“ frage ich und weiß sofort, er kann es nicht sein. Dave ist seit zwölf Jahren verschwunden, müsste älter sein, wenn er noch lebt. Nicht Dave. Wer dann?

Mir ist, als würde ich den Fremden kennen, ihn nicht zum ersten Male sehn. Ich mustere ihn genauer: die Ähnlichkeit trotz Schnurrbart, mit der eigentümlichen, fast mädchenhaften Weichheit um Kinn und Mundwinkel – ein mütterliches Erbteil – kann nicht zufällig sein, und doch, mein verschwundener Sohn ist es nicht. Nicht Dave, sondern der andere, jener Blondbärtige, der mich über Wochen und Monate umschlich und belauerte, sie mir fortnahm...

Trotzdem, so plötzlich aus dem Schlaf gerissen, überrumpelt, wie ich mich fühle, frage ich noch einmal, nur um etwas zu sagen: „Dave, bist du es?“ Er antwortet nicht, streckt mir die Faust entgegen, zur Faust geballte Hand meines Sohnes mit einem auffälligen Siegelring.

„Erkennst du es wieder, alter Mann? Sieh genau hin!“

Mein Sohn besaß nie einen solchen Ring. Ich schaue genauer, sehe die strenge Form der Waagerechten und Senkrechten, die sich in der Mitte treffen: ein nachträglich aufgetragenes goldenes Kreuz. Über einem fremdartigen Muster lagert es, verdeckt das ursprüngliche Material, es könnte Platin sein...und plötzlich erkenne ich es wieder, das Muster und sein Material: Nicht Platin, Osmium ist es, ein extrem hartes, schwer zu bearbeitendes Metall, verschlungene Buchstaben um einen Kreis, darauf ein SC und ein M, beide verbunden mit den umgebenden Ornamenten, in ihnen aufgehend.

„Osmium! Sie fertigen die Ringe aus Osmium.“ Als hätte er meine Gedanken erraten:

„Kaum möglich, die Gravur zu verändern. Aber, sieh selbst, was ich getan habe!“ Triumphierend weist er auf die goldenen Geraden. „In diesem Zeichen werden wir siegen. Ich habe das Kreuz darüber gelegt, so wie man in Mexiko und anderswo Kirchen über den heidnischen Pyramiden errichtete und aus den Götzenbildern Altäre geschmiedet hat. Wir werden nicht ruhen, bis der moderne Götze gestürzt und die alte, gerechte Ordnung wieder hergestellt ist. Kehrt um, bevor es zu spät ist!“

Ich starre immer noch auf den seltsamen, zwitterhaften Ring, verwundert, dass ich mich so wenig erregte über die unhöfliche Anrede, das aggressive Gebaren des Besuchers. Wie ein Echo klingen zwei Worte nach: „Zu spät! Zu spät!“ Und langsam, mit unendlicher Trägheit, scheint sich in meinem Innern etwas zu regen, das zerrissen war, zerteilt und pulverisiert wie mein Ebenbild, für immer verschüttet und verloren. Unauffindbar bis jetzt, steigt es empor, nein, will unter Qualen aufsteigen, als zwei Dinge gleichzeitig geschehen: Nebel umhüllt sanft vertraut das Verschüttete, zieht es wieder zurück, hin ins Vergessen, die Bildwand

erhellte mit einem Alarmsignal, auf dem Gang nähern sich schnelle Schritte.

„Für dich, alter Mann!“ Er schiebt hastig einen flachen Gegenstand unter meine Bettdecke, da sind sie schon herein: Zwei kräftige, hellgrün gekleidete Pfleger nehmen ihn zwischen sich:

„Sie haben hier nichts zu suchen!“, und ziehen ihn durch die halb geöffnete Tür.

„Erinnere dich, alter Mann!“

Das letzte, was ich von ihm sehe, ist seine drohend gereckte Faust, bevor sich die Tür fast lautlos schließt. Im Gang scheinen noch andere auf ihn zu warten. Ich höre dumpfe Schläge, Ächzen, ein schwerer Fall, dann wieder langsame Schritte, in die sich ein scharrendes Geräusch mischt, wie es entsteht, wenn man einen bewusstlosen oder toten Körper über den Boden schleift.

Was geschieht um mich, und welche Rolle fällt mir in dem unbekanntem Spiel zu? Sich erinnern können! Ich bemühe meinen Verstand, martere mein Gedächtnis. Vergeblich. Da ist keine Erinnerung. Ich bin ratlos, hilflos, fühle mich unbekanntem Kräften ausgeliefert. Allein im Zentrum eines fremdartigen Puzzles, dessen Teile ich drehe und wende, in Randbereichen bereits zu logischen Strukturen gefügt habe, ohne den Sinn des Ganzen zu erraten.

Die Bildwand hat bisher stumm die technische Zentrale projiziert. Jetzt schiebt sich ein Arztkittel ins Bild, nervöse Hände, feiner goldener Flaum auf dem Handrücken. Sie streichen über Brust und Stirn, das schütterere Haar. Über eine unsichtbare Kamera blickt Dr. Servant mich an und merkt, dass auch ich ihn sehen kann. Er ringt nach Atem, offenbar ist er gerannt.

„Hat er Ihnen etwas getan? Was wollte er?“

„Keine Ahnung, Ihre Leute haben ihn ja gleich rausgeschleppt und zusammengeschlagen.“ Servants Gesicht

verzieht sich, als leide er persönlich unter den Schlägen. „Einen Augenblick bitte.“ Sein Gesicht verschwindet, die Fläche verdunkelt, und ich liege allein mit meinen Gedanken. Eine schlimme Ahnung steigt in mir auf. Ehe ich sie kontrollieren kann, erhellt sich die Wand, zeigt erneut Dr. Servant.

„Wir können weiter reden. Ein unbefugter Eindringling vom Festland. Er war bis vor zwei Jahren hier als Patient.“ Sein Atem geht wieder normal, er scheint Herr der Lage, doch die äußere Ruhe täuscht mich nicht mehr.

„Was ist mit ihm? Haben Ihre Leute ihn umgebracht?“ „Jason, Sie beleidigen uns. Wir sind keine Unmenschen.“ Er wirkt ehrlich empört, und demonstrativ weist er auf einen Monitor: Zwei Ärzte bemühen sich um eine reglose Gestalt, haben die Trainingsjacke über dem bloßen Oberkörper geöffnet, verschließen eine blutende Kopfwunde mit Spray, klopfen Brustkorb und Rippen ab, wie man es nur mit einem Lebenden tut.

„Er wehrte sich. Da mussten meine Leute ihn etwas härter als üblich anfassen. Sie haben ihm eine Betäubungsspritze verpasst, und jetzt ruht er sicher in Morpheus Armen.“

Er grinst, wieder ganz der Alte, und ich nutze die Gelegenheit, – leicht beschämt – an ihm vorbei die Bildwand zu mustern.

Wie beim letzten Mal ist ein Großteil der Fläche unbelebt, nur zwei Ansichten von Krankenzimmern, Betten vor einer elektronischen Datenwand, Kabel und Schläuche: eine Intensivstation mit frisch Operierten, der eine vielleicht in meinem Alter, der andere noch jung. Beide Displays am Fußende der Betten tragen eine grün fluoreszierende Kennzeichnung, gleiche Buchstaben, nein, nicht ganz gleich:

I-TRANS die eine, X-TRANS die andere. Dr. Servant ist meinem Blick gefolgt.

„Zwei gelungene Transplantationen. Es besteht kein Grund zur Sorge.“

Ich bin fast beruhigt.

Seit dem seltsamen Besuch sind wenige Minuten vergangen. Mein Zimmer zeigt die übliche Ansicht: helle glatte Wände – ich hatte noch keine Zeit für eine Gemäldeinstallation – durch das Fenster die gezackte Küstenlinie, Frühnebel über dem Meer. Einer plötzlichen Eingebung folgend, aktiviere ich die bewegliche Innensicht, lasse sie an der Bettseite entlangwandern, hin zum Fußende. Jetzt ist das Display im Bild, die grün fluoreszierende Kennzeichnung, und ich lese: I-TRANS. Ein neues Teil im fremdartigen Puzzle; doch wo im allmählich entstehenden Bild soll ich es anlegen? Der schmale Gegenstand! Meine Rechte ertastet ihn unter der Bettdecke, nimmt ihn behutsam zwischen Daumen und Handfläche, lässt die Hand seitlich aus dem Bett gleiten und hebt sie wie zufällig ans Gesicht, die Gabe des rätselhaften Besuchers unmittelbar vor Augen. Ich bin vorsichtig. Jederzeit kann sich die technische Zentrale in mein Zimmer schalten, und ich arbeite daran, Stück für Stück ihren Wissensvorsprung zu verringern. Es ist ein Datenträger, von der Art, wie sie in mein Lesegerät passt, er wird zwischen dem Material aus der Bibliothek nicht auffallen. Mit einem Male habe ich es eilig, meine Finger zittern, als ich die Scheibe einlege und das Startzeichen drücke. Die Übertragung funktioniert problemlos.

Über eng gedrucktem Text eine Photographie: das Gesicht eines ernsten jungen Mannes mit fest geschlossenen dünnen Lippen, schmal, fast mager, die Wangen eingefallen, eine schmale, lange Nase; das Haar, dicht und dunkel, beschreibt einen Halbkreis über der Stirn, dunkel sind auch die Augenbrauen. Darunter ein brennender, selbstversunkener Blick, dunkles Feuer, von dem ich meine Augen endlich löse,

um nach der Botschaft zu forschen; denn einen Hinweis, eine Nachricht für mich muss der Text enthalten.

Nach oberflächlicher Durchsicht der etwa vierzig Seiten kann ich meine Enttäuschung nicht verhehlen. Es handelt sich um einen fiktiven Reisebericht, zweifellos ein literarischer Text, der Titel ist unter dem nachlässig aufkopierten Bild des Autors verschwunden. In meinem Leben habe ich bisher wenig Zeit und Interesse für die sogenannte schöne Literatur gefunden, halte sie eher für ein überflüssiges Relikt vergangener Jahrhunderte.

Den vorliegenden Text jedoch werde ich gründlich lesen, weil ich nicht aufgeben will, sondern weiter nach einer Erklärung suche. Mag sein, dass dies unauffällige, wahrscheinlich kaum gefragte Stück alter Literatur eine verschlüsselte Botschaft für mich enthält. Dafür sprechen die von Hand gemachten Unterstreichungen.

Ich beginne zu lesen: „*Es ist ein eigentümlicher Apparat*“, *sagte der Offizier zu dem Forschungsreisenden...*“

Seltamer Einstieg in eine Handlung. Ich lese weiter:

Der Reisende soll auf Wunsch des neuen Kommandanten einer Strafkolonie an einer Hinrichtung teilnehmen, für ihn eine grausame, durch nichts zu rechtfertigende Bestrafung für das läppische Vergehen: Der Verurteilte beleidigte einen Vorgesetzten. Ich überfliege die nächsten Zeilen, Gespräche zwischen dem Reisenden und dem prächtig uniformierten Offizier, die minutiöse Beschreibung der Vorbereitungen und der exotischen Tötungsmaschinerie, ein Apparat, der aus einem Bett, einem Zeichner und zwischen beiden einer nadelbewehrten Egge besteht, und der – einmal in Gang gesetzt – selbständig arbeitet, zwölf Stunden, ein Tag, ein Leben lang. *Dem Verurteilten wird das Gebot, das er übertreten hat, mit der Egge auf den Leib geschrieben. Diesem Verurteilten zum Beispiel* – der Offizier zeigte auf

den Mann – , wird auf den Leib geschrieben werden: Ehre deinen Vorgesetzten!’

Der Reisende sah flüchtig auf den Mann hin; er hielt, als der Offizier auf ihn gezeigt hatte, den Kopf gesenkt und schien alle Kraft des Gehörs anzuspannen, um etwas zu erfahren. Aber die Bewegungen seiner wulstig aneinander gedrückten Lippen zeigten offenbar, dass er nichts verstehen konnte. Der Reisende hatte verschiedenes fragen wollen, fragte aber im Anblick des Mannes nur: ‚Kennt er sein Urteil?‘ ‚Nein‘, sagte der Offizier und wollte gleich in seinen Erklärungen fortfahren, aber der Reisende unterbrach ihn: ‚Er kennt sein eigenes Urteil nicht?‘ ‚Nein‘, sagte der Offizier wieder, stockte dann einen Augenblick, als verlange er vom Reisenden eine nähere Begründung seiner Frage, und sagte dann: ‚Es wäre nutzlos, es ihm zu verkünden. Er erfährt es ja auf seinem Leib.‘

Unwillkürlich möchte ich mich vorbeugen wie der Reisende der Erzählung und lese weiter: ‚Aber dass er überhaupt verurteilt wurde, das weiß er doch?‘ ‚Auch nicht‘, sagte der Offizier und lächelte den Reisenden an, als erwarte er nun von ihm noch einige sonderbare Eröffnungen. ‚Nein‘ sagte der Reisende und strich sich über die Stirn hin, ‚dann weiß also der Mann auch jetzt noch nicht, wie seine Verteidigung aufgenommen wurde?‘ ‚Er hat keine Gelegenheit gehabt, sich zu verteidigen‘, sagte der Offizier und sah abseits, als rede er zu sich selbst und wolle den Reisenden durch Erzählung dieser ihm selbstverständlichen Dinge nicht beschämen. Ein barbarisches System! Als Jurist fühle ich mich persönlich betroffen und folge widerwillig den weiteren Ausführungen des Offiziers bis zu dem Satz:

‚Der Grundsatz, nach dem ich entscheide, ist: Die Schuld ist immer zweifellos. Welch ungeheuerlicher Ausspruch! Umkehrung der fortschrittlichsten Gesetze unserer Gesellschaft, die aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse das

Schuldprinzip längst aufgegeben hat, den Menschen von der Erbsünde und verwandten religiösen Phantastereien befreit... Wie sagte Dr. Servant?

„Seit wir wissen, dass charakterliche Veränderungen auf Entgleisungen des Hirnstoffwechsels beruhen, müssen wir die strafrechtliche Verantwortung in einem anderen Licht sehen, nicht nur abhängig von genetischer Startmasse, sozialem Umfeld und Bildung. Wir greifen in die Hirnphysiologie Verhaltensauffälliger ein, heilen gestörte Funktionen, erhöhen ihre Hemmschwelle für kriminelle Handlungen, löschen problematische Gedächtnisbereiche, kurz machen ihn zu einem zufriedenen Mitbürger, der die Gemeinschaft nicht weiter belastet.“

In meinem Land, den Vereinigten Staaten, ist die Todesstrafe längst abgeschafft, durch effektivere Maßnahmen ersetzt. Mit einiger Verspätung folgte selbst der Bundesstaat Texas.

Ich grüble während der Lektüre über den Delinquenten. Ein tumber Tor, der ohne zu begreifen, nach Einsicht strebt. Neugierig folgt er den Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung, sucht schwerfällig die Maschine, der er erliegen wird, zu ergründen. Auch der Reisende scheint nicht zu verstehen:

„...ich kann es nicht entziffern.“, Ja“, sagte der Offizier, lachte und steckte die Mappe wieder ein, „es ist keine Schönschrift für Schulkinder. Man muss lange darin lesen. Auch Sie würden es schließlich gewiss erkennen. Es darf natürlich keine einfache Schrift sein; sie soll ja nicht sofort töten, sondern durchschnittlich erst in einem Zeitraum von zwölf Stunden; für die sechste Stunde ist der Wendepunkt berechnet. Es müssen also viele, viele Zierarten die eigentliche Schrift umgeben; die wirkliche Schrift umzieht den Leib nur in einem schmalen Gürtel; der übrige Körper ist für Verzierungen bestimmt. Können Sie jetzt die Arbeit der Egge und des ganzen Apparates würdigen?“

Es geht mir wie dem Reisenden der Erzählung, widerwillig und gleichzeitig fasziniert folge ich den Worten.

„So schreibt sie immer tiefer die zwölf Stunden lang. Die ersten sechs Stunden lebt der Verurteilte fast wie früher, er leidet nur Schmerzen. Nach zwei Stunden wird der Filz entfernt, denn der Mann hat keine Kraft zum Schreien mehr. Hier in diesen elektrisch geheizten Napf am Kopfende wird warmer Reisbrei gelegt, aus dem der Mann, wenn er Lust hat, nehmen kann, was er mit der Zunge erhascht. Keiner versäumt die Gelegenheit. Ich weiß keinen, und meine Erfahrung ist groß. Erst um die sechste Stunde verliert er das Vergnügen am Essen. Ich knie dann gewöhnlich hier nieder und beobachte diese Erscheinung. Der Mann schluckt den letzten Bissen selten, er dreht ihn nur im Mund und speit ihn in die Grube. Ich muss mich dann bücken, sonst fährt er mir ins Gesicht. Wie still wird dann aber der Mann um die sechste Stunde! Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es. Von hier aus verbreitet es sich. Ein Anblick, der einen verführen könnte, sich mit unter die Egge zu legen. Es geschieht ja weiter nichts, der Mann fängt bloß an, die Schrift zu entziffern, er spitzt den Mund, als horche er. Sie haben gesehen, es ist nicht leicht, die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit seinen Wunden. Es ist allerdings viel Arbeit; er braucht sechs Stunden zu ihrer Vollendung. Dann aber spießt ihn die Egge vollständig auf und wirft ihn in die Grube, wo er auf das Blutwasser und die Watte niederklatscht. Dann ist das Gericht zu Ende, und wir, ich und der Soldat scharren ihn ein.“ Weiter beklagt der Offizier die neue milde Richtung, preist das alte System als das menschlichste und menschenwürdigste. „Kein Misston störte die Arbeit der Maschine. Manche sahen nun gar nicht mehr zu, sondern lagen mit geschlossenen Augen im Sand; alle wussten: Jetzt geschieht Gerechtigkeit. In der Stille hörte man nur das

Seufzen des Verurteilten, gedämpft durch den Filz. Heute gelingt es der Maschine nicht mehr, dem Verurteilten ein stärkeres Seufzen auszupressen, als der Filz noch ersticken kann; damals aber tropften die schreibenden Nadeln eine beizende Flüssigkeit aus, die heute nicht mehr verwendet werden darf. Nun, und dann kam die sechste Stunde! Es war unmöglich, allen die Bitte, aus der Nähe zuschauen zu dürfen, zu gewähren. Der Kommandant in seiner Einsicht ordnete an, dass vor allem die Kinder berücksichtigt werden sollten; ich allerdings durfte kraft meines Berufes immer dabeistehen; oft hockte ich dort, zwei kleine Kinder rechts und links in meinen Armen. Wie nahmen wir alle den Ausdruck der Verklärung von dem gemarterten Gesicht, wie hielten wir unsere Wangen in den Schein dieser endlich erreichten und schon vergehenden Gerechtigkeit! Was für Zeiten, mein Kamerad!

Welch seltsame, krankhafte Phantasie!

Für einige Minuten unterbreche ich meine Lektüre und denke nach. Der Offizier nennt das Verfahren „das menschlichste und menschenwürdigste“, auch hier mehrere Worte unterstrichen. Als Anwalt muss ich dem Urteil des Reisenden zustimmen: Die Ungerechtigkeit des Verfahrens und die Unmenschlichkeit der Exekution war zweifellos. Jene öffentlichen Hinrichtungen im Beisein des Volkes und wichtiger Funktionsträger, von denen der Offizier spricht, erinnern mich an die schändlichen Zurschaustellungen des europäischen Mittelalters, selbst der Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert, sowie der sogenannten Gottesstaaten des Islam. Und doch – verband das Ritual der Vergeltung nicht den primitivsten Gaffer noch mit ehernen Gesetzen des Alls? Im Blutopfer wurde die gekränkte Gottheit versöhnt, die verletzte Weltordnung geheilt; eine Katharsis, aus der jeder Kraft für weitere Stunden unter der Egge schöpfen konnte,

die Hoffnung, schließlich ihre Schrift – sein Urteil – zu entziffern.

An die schottische Königin denke ich, Mary, im scharlachroten Gewand der Märtyrer auf dem Blutgerüst. Vor den versammelten Würdenträgern der englischen Krone zelebrieren sie das theatralische Spiel. Die Rollen sind verteilt, und die Mitspieler bemühen sich, ihnen gerecht zu werden. Aber die Geschichte berichtet auch von einem Misston am Schluss der heiligen Handlung. Dem Henker, erfüllt von seinem Auftrag, bebend unter der Bedeutung des Augenblicks, zittert die Hand, das Richtbeil trifft unvollkommen. ‚Sweet Jesus‘ soll sie gestöhnt haben, bevor mit einem zweiten Streich der historische Vorhang fiel. Vielleicht, überlege ich in Erinnerung an einen anderen Bericht, war er auch nur betrunken.

Ich kehre aus meinen Gedanken zurück, lese weiter. Vom ‚Nein‘ des Reisenden zum Hinrichtungsverfahren, worauf der Offizier sich selbst der Maschine ausliefert, wie diese sich zerstört und ihr Opfer dabei vorzeitig tötet, bis zur Abreise des Reisenden.

Eine Weile sinne ich über die Zeit des alten Kommandanten, Schöpfer jener tropischen Strafkolonie und des Apparates, der Soldat und Richter war, Konstrukteur, Chemiker und Zeichner in einer Person, sinne über ein System, das – in Geist und Technik längst überholt – der neuen, milden Ordnung Platz zu machen hat. Die Zukunft gehört zweifellos dem neuen Kommandanten! Nochmals überlese ich die letzten Zeilen, überdenke den Schluss des seltsamen Reiseberichts: *dumpfige Luft*, die Menschen der neuen, angeblich milden Ordnung ein ‚*armes gedemütigtes Volk*‘, das uneingestanden von der Auferstehung des alten Kommandanten träumt. Wovon mein Besucher träumt, ist nur allzu klar, und auch, dass er den Text noch weniger als ich verstanden hat. Ein fundamentalistischer Schwärmer,

getragen von apokalyptischen Erlösungsvorstellungen, und wie alle Fundamentalisten nimmt er die Texte wörtlich, statt sie zu interpretieren.

Ich bin müde. Mehr als erwartet, hat mich das Lesen angestrengt. Darum, obwohl ich noch immer nicht erkenne, was mir diese Botschaft zweier Weltsysteme soll, beschließe ich, die Projektion zu unterbrechen und etwas auszuruhen.

Ein Gedanke, kurz vor dem Einschlafen:

Warum fand der Offizier nicht – wie die Delinquenten vor ihm unter der Maschine jene Erlösung, die er so bewegt als ihren eigentlichen Zweck verkündete, und:

Gibt es keinen dritten Weg?...

...,Was ist es? Ein Leopard? Darf ich ihn streicheln?'

‚Du darfst. Aber es ist ein Jaguar, die größte und stärkste amerikanische Raubkatze.‘

‚Du machst mir Angst‘, scherze ich und streichle vorsichtig über den Raubtierkopf, fühle unter meinen Fingern die typische Fleckenzeichnung als kleine raue Erhebungen, streiche über die Schultern, spüre die Muskeln darunter, weiter bis zu den Schulterblättern, ihren Schulterblättern. Sie wendet mir ihr Gesicht zu, blickt mich über die Schulter an, Menschengesicht über Katzenkopf.

‚Es ist der schönste Jaguar, der mir bisher begegnet ist, ein Prachtwerk von einem Tattoo‘, sage ich ehrlich überzeugt.

‚Und keiner könnte ihn besser tragen als du.‘

Dabei bin ich eigentlich kein Freund von Körperkunst. Tätowierungen gehören zu Südseeinsulanern, Beigabe zur touristischen Kavazeremonie, zu Mannbarkeitsritualen von Naturvölkern, die sowieso bis auf einige unbedeutende Reste verschwunden sind. Primitive, ausgestorben, assimiliert, was geht es mich an. ‚Aber du‘, führe ich meine Überlegungen laut fort. ‚Warum hast du es machen lassen? Ist es nicht immer noch sehr unangenehm – und genauso schmerzhaft,

wenn du es wieder loswerden willst?' Ich selbst habe mein ganzes Leben lang vermeidbaren Schmerz gemieden, meinen Körper keinen unnötigen Beschädigungen und Risiken ausgesetzt.

Sie lächelt, als hätte sie meine Gedanken erraten. Vielleicht hat sie es... Seit wir uns kennen, bin ich immer wieder überrascht, wie sie meine Gedanken und Reaktionen voraussieht, als seien es die eigenen.

„Auch Tätowierung ist eine Form der Körperpflege – und Auseinandersetzung, ein spielerischer Kampf mit dem Schmerzempfinden. Die Methode ist inzwischen perfektioniert, keine verpuschten Bilder, die man lebenslang auf sich herumträgt, Farben, die sich Stimmungen und äußeren Einflüssen anpassen, 3D-Effekte. Schau, wenn ich mich drehe, verfolgt sie dich mit ihrem Blick.“

„Sie?“

„Sicher, sie ist meine Schwester im Tierreich.“

Ich glaube zu verstehn, ein schamanisches Krafftier. Nach dem Aussterben der sogenannten Naturvölker haben ihre Bräuche eine unerwartete, quasi großstädtische Renaissance erlebt, beleben die Phantasien von Psychonauten und Feierabendforschern, vor allem Frauen, wenn sie sich auf ihre virtuellen Reisen begeben.

„Und was den Schmerz betrifft, wir nehmen ihn an, ja, wir wollen ihn. Natürlich gibt es Hautregulatoren für die gereizten Nerven, aber die stehn meist ungenutzt. Begreife es endlich. Wir sind Sparta, Ihr seid Athen!“ Sie mustert mich aus grüner Iris, freundlich und ein wenig überlegen. Oh, diese Augen, die ständig die Farbe wechseln! Ich beuge mich vor und küsse den Jaguar auf die Schnauze, meine die Schnurrhaare zu spüren und ziehe durch die Nase tief ihren Geruch ein, wandere mit den Augen zur grünfarbigen Ornamentik der Urwaldpflanzen, aus der sich das Tier erhebt, und sehe, wie sie sich ordnet, sinntragende Strukturen bildet: ein von

Lianen umschlungenes goldenes >|<, das sich jäh wieder auflöst und andere Buchstaben, andere Figuren und Farben formt. Orchideen öffnen ihre Blüten, Schlingpflanzen schlängeln sich herab, dunkelgrünes Blattwerk windet sich um die große Katze, die ihre Krallen gemächlich ausfährt, mit irisierendem Blick mich spöttisch zu mustern scheint.



Ich schrecke zurück und sehe Ann ganz, nackt ausgestreckt auf dem Bett, bedeckt von fremdartigen Linien und Zeichen; über ihr zittert die Egge, darüber der dunkle Schatten des Zeichners mit der Matrix, und zitternd im Rhythmus unbekannter Schriftzüge hebt sich ihr Körper der Egge entgegen, welche ihr mit langen Nadeln das Urteil ihres Lebens in den Körper schreibt. Ich starre verständnislos, sehe Blut, will die Schrift entziffern und spüre, dass ich es nicht vermag. Es ist auch mein Urteil, das Schicksal meines Lebens, dass mir in den Leib geschrieben wird, das ich nur mit meinem Leib entziffern kann. Jetzt weiß ich, warum der Offizier keine Erlösung fand. Weil er – anders als die bisherigen Delinquenten – sein Urteil kannte: *„Sei gerecht“*, es selbst auswählte und las, bevor er sich unter die Egge legte. Und auch ich kann nur Erlösung finden, wenn ich es unter Schmerzen mit meinem Leib entziffere, bis in die 12. Stunde...

Es gibt keine Wahl, nur die Illusion davon. Trotzdem, ich spüre keinen Schmerz, fühle mich zunehmend eingehüllt in sanft pulsierenden Nebel. Nur kurz noch mache ich mich frei, suche mit den Augen ihr Gesicht, ihr geliebtes Gesicht! *Es war, wie es im Leben gewesen war; kein Zeichen der versprochenen Erlösung war zu entdecken; ... die Lippen waren fest zusammengedrückt, die Augen waren offen, hatten den Ausdruck des Lebens, der Blick war ruhig und überzeugt, durch die Stirn ging die Spitze des großen eisernen Stachels.* Die zwölfte Stunde war längst noch nicht angebrochen...